

Karl Wilmsen, ein wolgadeutscher Kulturpionier

Von Georg S. Löbsack

Als im August 1767 hundert Werst nördlich von Saratow, jenseits der Wolga, siebenzig süddeutsche Familien die wolgadeutsche Kolonie Schaffhausen gründeten, befand sich in ihrer Mitte auch ein Mann namens **Karl Wilmsen**. Es ist nicht mehr bekannt, welchen Standes er gewesen ist und wo in Süddeutschland seine Wiege gestanden hat. Aber sein Name taucht jetzt aus dem Dunkel der Geschichte wie ein leuchtender Funke in unsere Zeit herüber, da der tragische Abschluß einer hundertundfünfzigjährigen deutsch-russischen Friedensfreundschaft 1914 noch keine befreiende Wiedergeburt jener Freundschaft ausgelöst hat. Und weil auch der Beginn des volksnationalen Bewußtseins unserer süd- und südwest- deutschen Ahnen an der Wolga noch ganz im bedrückenden Streit um die soziale Herkunft und die moralische Eichung befangen ist, darf Karl Wilmsen sehr wohl unser Interesse beanspruchen. Er hat nämlich, wenn man so sagen will, einen Geistesfunken des „alten Fritzen“, des Philosophen von Sanssouci, aus irgendeiner der deutschen Städte an die Wolga getragen und ihn weitergegeben an einen der hervorragendsten russischen Dichter, **Dershawin**, dessen Genie sich an diesem Funken des großen Preußengeistes schöpferisch entzündete. Das war aus dem einfachen Grunde möglich, weil Karl Wilmsen die deutsche Übersetzung eines fünfzehn Jahre vorher in französischer Sprache erschienenen Gedichtbandes Friedrichs des Großen „Poésies diverses du philosophe de Sans-Souci“, zu deutsch „Vermischte Gedichte“, an die Wolga mitgenommen hatte, gewiß zu dem verständlichen Zweck der Ermutigung im russisch-asiatischen Kolonialschaffen. Und dieses unscheinbare Buch, dessen deutsche Ausgabe nicht einmal den Namen seines Urhebers trug, so daß selbst Dershawin ihn nicht wissen konnte, ließ Dershawin seine eigene Dichtform finden, die dann die russische Literatur so ausgiebig befruchtet hat. Um das Schicksal dieses Buches vorwegzunehmen: Bei seiner Abreise aus Schaffhausen 1775 vergaß Dershawin, das von Wilmsen geliehene Buch seinem Besitzer zurückzugeben, ließ es aber unterwegs nach Moskau auf seinem Gut im Kasanschen zurück, und neunzig Jahre später fiel es auf dem Trödelmarkt in Kasan einem ehrwürdigen Gelehrten in die Hand. Auf dem Titelblatt stand, in altertümlicher Schrift: Karl Wilmsen. Und heute finden wir die denkwürdige Begegnung Dershawins mit jenem Buch näher geschildert in einer Studie über Dershawin von Wladimir **Chodasewitsch** in den russischen „Sowremjonnyja Sapiski“ (Zeltannalen), Paris, Nr.Nr. 39—42, 1929/30.

Dershawin war zweimal an der Wolga, 1774, als Pugatschows Überfall auf die Kolonie stattfand, und 1775, als nach der Hinrichtung Pugatschows die Suche nach seinen Helfershelfern noch andauerte. Das erste Mal war Dershawin mit dem ehrgeizigen Wunsch gekommen, Pugatschow möglichst eigenhändig zu fangen, so daß sich die wenig schmeichelhafte Legende bildete, er habe die ihm begegneten Aufrührer mehr aus poetischem Drang, denn aus Notwendigkeit gehängt. Das zweite Mal fühlte er sich in der Rolle des Verschickten, und wenn er noch 1774 von Macht trunken gewesen war, so sah er sich jetzt zur Untätigkeit verurteilt, denn er war den ehrgeizigen Intrigen und Verleumdungen anderer hoher und niederer russischer

Karrieristen zum Opfer gefallen. Und so fand er in Schaffhausen wiederum den „fröhlichen und umgänglichen Kreiskommissar Wilmsen¹ vor, bei dem Dershawin manchmal zu Gast war, wenn er aus Malykowka hierher in dienstlichen Dingen oder einfach nur, um auszuruhen, kam; dieselbe liebe Frau Wilhelmi, Helene Karlowna, für die Dershawin in Malykowka Mehl kaufte, weil es dort billiger war. Jedoch war auch eine Änderung eingetreten: allmählich begannen die fleißigen Deutschen die stürmischen Tage der Pugatschowschtschina zu vergessen. Dershawin sieht man hier aber nach wie vor gern; hier schont man seine leicht verwundbare Eigenliebe; hier ist er unter Freunden; manchmal auch besucht ihn der ehrbare **Karl Wilmsen**, ein einfacher Kolonist, aber ein Liebhaber von Wissenschaft und Poesie. Fast seine ganze Zeit brachte Dershawin dann in Schaffhausen zu.“ Und hier auch findet er die Muße zur Kunst des Dichtens, der er schon vorher ergeben war, Dichtkunst und Staatsdienst glücklich miteinander verbindend.

„Etwa sieben Werst von der Kolonie entfernt zieht sich in der Steppe, parallel der Wolga, eine Kette von Sandhügeln dahin. Don hier fließt das Flößchen Wertuba flink zur Wolga ab, die Deutschen nennen es Wattbach. Der größte der Hügel liegt Schaffhausen am nächsten; er trägt den tatarischen Namen Tschitalagai. Am Fuß des Hügelns breitet sich ein Sumpf aus, bedeckt von einem hohen Gras, wie Schilfrohr. Auf dem flachen Sandkopf des Berges, ganz oben, standen noch unlängst Kanonen, die die Kolonie gegen Überfälle aus der Steppe schützten. Dershawin hatte sie selbst hierher gebracht und selbst den Platz für sie ausgesucht. Da sieht man auch noch die geräumige Schanze, im Viereck gebaut; sie ist noch ganz heil ... In Dershawins Gedanken ist der Berg Tschitalagai mit einem Buch verknüpft, das er kürzlich von Wilmsen entlehnt hatte“, mit dem schon erwähnten Gedichtband Friedrichs des Großen. „Kein Buch hatte Dershawin bisher so überwältigt, wie dieses. Hier, am öden Tschitalagai, dem Trümmerhaufen noch gestriger Hoffnungen, entsprechen die stoischen Oden des „sorglosen Philosophen“ ganz den Gefühlen Dershawins und helfen ihm, sich in feinen Gedanken zurechtzufinden. In diesen Versen findet Dershawin sowohl die Erklärung seines Gegenwärtigen als auch die harten, aber erhebenden Losungen für die Zukunft. Seine Majestät der König von Preußen, der spitzfindige Spötter, würde vielleicht gelacht haben, hätte er den begeisterten Schwung seines fernen Verehrers gesehen. Für Dershawin aber waren diese Oden jetzt ein Evangelium. Kaum hat er gewußt, wer ihr Verfasser ist. Er wählt vier von ihnen aus und übersetzt sie, jedoch mit solcher Glut, als schaffe er selbst, übersetzt sie in Prosa, fürchtend, er könne sich am Original versündigen . . . Von Kummer bedrückt, lernt Dershawin, das Leben von oben zu sehen. Er übersetzt andere Oden, in denen, wie gerufen, die Rede von dem ist, was ihn martert“, Verleumdung und fremdes Kriechertum vor dem Thron, „seiner Seele am nächsten aber ist die Ode „Standhaftigkeit“. . . . Beginnend mit Übersetzungen, ging Dershawin zum eigenen Schaffen über . . . Im Spiegel, von Friedrichs Hand ihm vorgehalten, erblickte Dershawin zum ersten Mal sein Gesicht“, erkennt zwei seiner dichterischen Gaben, den Hyperbolismus und die Grobheit, die sich nun in ihm verwandeln zu Zorn und Tugend, wie in den „Oden, übersetzt und gedichtet im Tschitalagai“, aus denen der

¹ Hier liegt ein offensichtlicher Tippfehler vor. Kreiskommissar hieß Wilhelmi. – *Anm. von A. Spack.*

scherzhaft-ironische Ton entsteht, mit dem er seine Widersacher geißelt, aber auch Katharina der Großen in seinem berühmtesten Gedicht, in „Feliza“, schmeichelt, und der am Beginn des schöpferischen Realismus in der russischen Literatur steht. Von Lomonossow herkommend, erstürmte sich Dershawin mittels des Geistes Friedrichs die Höhen seines dichterischen Genies, aber auch die Zinnen seiner Berufslaufbahn.

Karl Wilmsen, der „einfache Kolonist, aber Liebhaber der Wissenschaft und der Poesie“, hat das Verdienst, den zündenden Funken zwischen dem Geist Friedrichs und dem Dershawins vermittelt zu haben. Aber was uns ihn auch sonst wertvoll macht, ja, was eigentlich seinen Wert für uns ausmacht, das ist sein lebendiges Zeugnis gegen jene voreingenommene Kritik an unseren Vorfahren, die da meint: „Solange nicht nachgewiesen wird, daß eine erhebliche Anzahl der Ansiedler mit beträchtlichem eigenem Kapital (!) an die Begründung einer neuen Existenz gegangen ist, solange wird man es dabei bewenden lassen müssen, in den Begründern der deutschen Kolonien an der Wolga sehr minderwertige Vertreter ihres Volkes, ja zum Teil Gesindel zu sehen“ (Oberlehrer **Bonwetsch** in seiner auch sonst überheblichen „Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga“, Stuttgart, 1919). Ein „Gesindel“, das empfänglich war für Friedrichs des Großen Schaffensgeist, — könnten wir uns Kolonisten ehrwürdigere Vorfahren wünschen? Ihr „beträchtliches eigenes Kapital“ war der Kolonisationsgeist, dessen Geburt freilich in einem der dunkelsten Täler deutscher Volksgeschichte gezeugt worden und am Beginn einer 150jährigen deutsch-russischen Friedenszeit, freilich „nur in der Steppe“, ins Licht der Welt gekommen ist, wo er ein zwar hartfäustiges, aber auch willensstarkes, sittlich und geistig gesundes, kulturtragendes Siedlervolk im Kampf mit seinem steppendeutschen Schicksal geschaffen hat. Karl Wilmsen, ruhe ungeschoren! Wir stehen zu Dir und zu Euch allen!

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 10 vom Oktober 1930, S. 187-188.